

### **Unverkäufliche Leseprobe**



# Helmut Schmidt Was ich noch sagen wollte

239 Seiten mit 21 Abbildungen. Gebunden ISBN: 978-3-406-67612-3

Weitere Informationen finden Sie hier: http://www.chbeck.de/14355091

#### Inhalt

7	Vorrede
21	Die Kunst der inneren Gelassenheit:
	Mark Aurel
31	Frühe Prägungen
47	Acht Jahre Soldat
63	Politische Leitbilder
77	Loki
97	Zur Rekreation des Gemüts
107	Von richtigen und falschen Vorbildern
123	Die goldene Regel
139	Ein Konfuzianer: Deng Xiaoping
153	Philosophische Unterweisung:
	Kant, Weber, Popper
179	Lehrer des Staates – Grundlagen
	der Demokratie
197	Europäische Patrioten: drei Franzosen
219	Amerikanische Freunde
229	Zum Schluss

## Die Kunst der inneren Gelassenheit: Mark Aurel

Auf meinem Schreibtisch steht eine Reiterfigur. Sie soll mich an den Vorsatz erinnern, den ich vor acht Jahrzehnten gefasst habe: an den Willen, meine Pflichten zu erfüllen. Zugleich mahnt mich diese Reiterfigur zur inneren Gelassenheit. Eine ähnliche Nachbildung hatte schon in meinem Bonner Büro auf dem Schreibtisch gestanden. Bei dem überlebensgroßen Original, das ursprünglich vollständig vergoldet war, handelt es sich um das eindrucksvolle Reiterstandbild des römischen Kaisers Marcus Aurelius; es stammt wohl aus dem Jahre 166 nach Christus und wurde vor knapp fünfhundert Jahren von Michelangelo auf dem Platz vor dem Kapitol aufgestellt.

Meine Verehrung für Mark Aurel geht auf das Jahr meiner Konfirmation zurück. Das kirchliche Ritual selbst habe ich nicht sehr ernst genommen, das meiste fand ich etwas seltsam. Was mir am Konfirmationsunterricht Spaß gemacht hat, war die Tatsache, dass ich das Harmonium spielen durfte. Am Tag der Konfirmation gab es eine kleine Familienfeier, und da bekam ich von meinem Onkel Heinz Koch ein Buch

geschenkt, die «Selbstbetrachtungen» des Marcus Aurelius.

Ich habe noch am selben Abend angefangen, darin zu lesen, und was ich las, hat mir gewaltig imponiert. Die Reflexionen eines römischen Kaisers, der damals bereits seit 1750 Jahren tot war, waren ein prägender Leseeindruck. Ich hatte auch vorher schon viel und gern gelesen: Teile der europäischen Romanliteratur des 19. Jahrhunderts oder Geschichten von Mark Twain – was man mit vierzehn und fünfzehn Jahren damals eben gelesen hat - und etwas später die «Buddenbrooks». Bei der Lektüre der «Selbstbetrachtungen» des Mark Aurel hatte ich jedoch zum ersten Mal das Gefühl, dass dieses Buch ein für mein weiteres Leben richtungweisendes Buch werden würde. Meine unmittelbare Empfindung war: So will ich auch werden. Einige Jahre später habe ich das Buch mit in den Krieg genommen.

Bei dem Geschenk von Onkel Heinz handelte es sich um die alte Kröner-Ausgabe. Sie hat mich bis auf den heutigen Tag begleitet. Auch wenn ich den Text inzwischen in vielen Ausgaben besitze, muss ich gestehen, dass ich ihn immer nur abschnittsweise, mit vielen zeitlichen Unterbrechungen und nie systematisch gelesen habe. Obwohl das Buch nur gut zweihundert Seiten umfasst, fand ich es ziemlich dick; es war mir auch zu abstrakt, zu wenig unterhaltsam, und als besonders störend empfand ich die vielen Wiederholungen. Erschwerend kam hinzu, dass ich zuvor nie einen philosophischen Text gelesen und keine entsprechende Anleitung hatte. Gleichwohl hat mich Mark



Mark Aurel, 121–180 n. Chr., römischer Kaiser 161–180

Aurel vom ersten Tag an fasziniert. Heute bin ich der Überzeugung, dass ich das, was mir aufgrund mangelnder philosophischer Schulung möglicherweise entging, durch lebenslange Beschäftigung und stete Vertiefung hinlänglich ausgleichen konnte.

Vor allem die beiden Tugenden, die Mark Aurel in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt, sprachen mich auf der Stelle an: die innere Gelassenheit und die bedingungslose Pflichterfüllung. Wobei ich damals allerdings noch nicht so weit war, zwischen dem Prinzip der Pflichterfüllung und der Pflicht selbst zu unterscheiden. Die Forderung, seine Pflicht zu erfüllen, lässt offen, in welchem konkreten Handeln die Pflicht besteht, und ist deshalb, für sich genommen,

keine wirkliche Hilfe. Wenn ich die «Selbstbetrachtungen» heute zur Hand nehme, entdecke ich weitere Forderungen, denen ich mich sofort anschließen kann – die Forderung nach Humanität und Menschlichkeit etwa oder die Forderung nach Gerechtigkeit. Was den Text wohltuend von vergleichbaren Schriften unterscheidet, ist die Tatsache, dass der Kaiser seine Forderungen nur an sich selbst richtet.

Wenn ich Mark Aurel alles in allem mein erstes Vorbild nenne, so tue ich das unter den in der Vorrede gemachten Einschränkungen. Denn natürlich hatte auch Mark Aurel seine Schwächen und seine Schattenseiten. Wenn wir die «Selbstbetrachtungen» lesen und ihren Stoizismus bewundern, dürfen wir daraus nicht schließen, dass der Autor auch im wirklichen Leben ein Stoiker war. Im Gegenteil, der historische Kaiser hat ganz und gar nicht so gelassen und vorbildlich gehandelt, wie er es in seiner Schrift fordert. Er war im Jahre 161 Kaiser geworden - wie seine Amtsvorgänger durch Adoption. In den knapp zwanzig Jahren seiner Herrschaft hat er manches wieder eingeführt, was seine Vorgänger abgeschafft hatten, etwa die Sklavenfolter. Er nahm die Christenverfolgung wieder auf und begann nach fünfzig Friedensjahren, zur Festigung des Reiches erneut massiv Kriege zu führen. Seine wichtigste Aufgabe sah er in der Abwehr der Barbaren im Nordosten und in Kleinasien. Er starb 180 mit 58 Jahren an der Pest.

Mark Aurel ist ein gutes Beispiel dafür, dass das Bild eines Menschen im Laufe der Geschichte sich vollkommen ablösen kann von der historischen Figur. Der römische Kaiser steht uns heute in erster Linie durch sein wunderbares Buch vor Augen, ein Buch, das die Menschen der Antike gar nicht kannten, denn er hatte es tatsächlich nur für sich geschrieben. Es war in der Antike unbekannt und tauchte erst im 10. Jahrhundert in einer Handschrift wieder auf. Weil er für sich selbst schrieb und beim Schreiben oft unterbrochen wurde, sind dem Autor die den Leser störenden Wiederholungen vielleicht gar nicht aufgefallen. Vielleicht waren sie ihm aber auch als Stilmittel wichtig. Die «Selbstbetrachtungen» sind in Griechisch geschrieben; denn Griechisch war zur Zeit Mark Aurels immer noch die Sprache der Philosophie, der Rhetorik und der Literatur.

Marcus Aurelius verstand das Schreiben als eine ständige Selbstermahnung. Obwohl er fast während seiner gesamten Regierungszeit aktiv in Kriegsgeschehen verwickelt war, suchte er jenen Prinzipien treu zu bleiben, die er für sich festgelegt und dann gegen Ende seines Lebens nach und nach niedergeschrieben hat. Heute lesen wir die «Selbstbetrachtungen» als eine Art Idealkatalog für gerechtes und kluges Regieren und nehmen den Kaiser für das, was in seinem Buche steht.

Es begegnet uns in der Geschichte immer wieder, dass ein Vorbild sich von der historischen Figur löst und idealisiert wird. Manchmal kann eine historische Figur überhaupt nur als Vorbild in Erscheinung treten, wenn man bestimmte Charakterzüge bewusst ausblendet und Unangenehmes einfach wegschneidet. Friedrich II. von Preußen etwa, der für viele noch

heute ein verehrungswürdiger Mann ist. Er hat für die Vergrößerung seines Besitzes einen Krieg nach dem anderen geführt – und zwar gegen das ebenfalls deutsche Haus der Wittelsbacher. Einen Alexander den Großen im Taschenformat habe ich ihn einmal genannt. Das Ideal hat sich in diesem Fall sehr weit von der historischen Wirklichkeit gelöst. Aber das sollen die Friedrich-Verehrer mit sich selber ausmachen.

Ich jedenfalls habe mich nicht für die Gesamtperson interessiert, sondern mir nur das herausgepickt, was mir exemplarisch, vorbildlich und nachahmenswert schien. Man kann es auch anders ausdrücken: Jemand muss kein Heiliger sein, um Vorbild für dieses oder jenes werden zu können. Die Frage ist: Wie gehen wir damit um, wenn wir von einem Menschen, den wir als Vorbild empfinden, in anderen Zusammenhängen Negatives erfahren? Dass der Soldatenkaiser Marcus Aurelius die imperialen Interessen des Römischen Reiches mit großer Härte durchsetzte, habe ich irgendwann zu einem späteren Zeitpunkt meines Lebens verstanden. Der Eindruck, den seine «Selbstbetrachtungen» auf mich als Fünfzehnjährigen gemacht hatten, wurde dadurch nicht im Geringsten getrübt.

Marcus Aurelius war für mich ein Vorbild. Seine Ermahnungen sind mir selbstverständlich geworden. Seine beiden für mich wichtigsten Gebote, innere Gelassenheit und Pflichterfüllung, standen mir immer vor Augen. Das Gegenteil von Gelassenheit ist Aufgeregtheit, Nervosität – ein Zustand, in dem man im äußersten Fall nicht mehr Herr seiner selbst ist. Gelas-

senheit bewahrt einen davor, zu schnell zu entscheiden und dabei Fehler zu begehen. Sie ist eine Hilfe, fast eine Voraussetzung für die Anwendung der Vernunft: Nur wer die innere Gelassenheit mitbringt, kann auf die Stimme der Vernunft hören.

Richtig ist, dass ich oft ungeduldig war. Insbesondere im Umgang mit meinen Mitarbeitern ging mir manches nicht schnell genug, manches war mir nicht sorgfältig genug vorbereitet. Hier liegt jedoch nur auf den ersten Blick ein Widerspruch vor, denn tatsächlich blieb ich innerlich immer gelassen – auch in den Tagen von Mogadischu. Um im Herbst 1977 die entführte Lufthansa-Maschine aus der Hand der Terroristen zu befreien, hatte ich meinen Freund Hans-Jürgen Wischnewski mit einem heiklen Kommando betraut. «Du hast jede Vollmacht», sagte ich zu ihm, «und wenn es dir notwendig scheint, reicht diese Vollmacht über das Grundgesetz hinaus.» Das heißt, ich habe mich ihm völlig ausgeliefert, und er hat mein Vertrauen in großartiger Weise gerechtfertigt.

Das Ganze stand 50:50. Entweder fliegen wir 90 Passagiere nach Hause, oder sie werden alle in die Luft gesprengt. Wischnewski konnte wunderbar mit den Arabern umgehen, deshalb auch sein Ehrenname Ben Wisch. Er hat dem Diktator in Somalia den Hof gemacht und ihn durch Schmeicheleien davon abgehalten, seine eigenen Soldaten zur Befreiung des Flugzeugs einzusetzen, was zweifellos schiefgegangen wäre. Als Wischnewski am 18. Oktober 1977 kurz nach Mitternacht in Bonn anrief, um mitzuteilen, dass der Auftrag «erledigt» sei, wusste niemand besser als ich,

was wir ihm zu verdanken hatten. Ben Wisch war die Zuverlässigkeit in Person.

Zwei Tage vorher hatte ich mich im Kanzleramt mit den Schriftstellern Heinrich Böll, Siegfried Lenz und Max Frisch zu einem ausgiebigen Meinungsaustausch getroffen. Der Termin war seit Monaten verabredet, und es gab in meinen Augen keinen Grund, ihn wegen der Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer durch die RAF platzen zu lassen. Am Tag des Treffens mit den Schriftstellern versuchte die Bundesregierung vergeblich, die entführte Lufthansa-Maschine in Dubai festzuhalten, deshalb musste ich das Gespräch mehrfach unterbrechen. Der Verleger Siegfried Unseld, den ich ebenfalls eingeladen hatte, hielt hinterher fest, wie ruhig ich auf ihn gewirkt hätte – ganz anders als Böll, der sich über unverhältnismäßige Polizeieinsätze erregt habe. Es ging natürlich auch um politische und gesellschaftliche Verantwortung. 37 Jahre später fasste Siegfried Lenz die damalige Diskussion so zusammen: «Der Schriftsteller kann es auf dem Papier entscheiden, so oder so. Der Politiker muss es tragen.»

Ähnlich gelassen blieb ich auch Anfang der achtziger Jahre bei den Demonstrationen gegen den so genannten Nato-Doppelbeschluss. Dem war eine jahrelange strategische Kontroverse innerhalb des westlichen Bündnisses vorausgegangen, die 1979 in einen Kompromiss mündete: Wenn nach vier Jahren Verhandlungen mit den Russen nichts erreicht ist, wird der Westen nachrüsten. Die Verwirklichung der zweiten Hälfte dieses Beschlusses führte 1983 unter mei-

nem Nachfolger zur Nachrüstung und wiederum vier Jahre später zum Vertrag nuklearer Mittelstreckenwaffen. Der so genannte INF-Vertrag (Intermediate Range Nuclear Forces) war der erste völkerrechtlich gültige beiderseitige Abrüstungsvertrag seit dem Zweiten Weltkrieg. Inzwischen hatten in den USA, in Frankreich, in der Bundesrepublik und in der Sowjetunion die Regierungen gewechselt. Gleichwohl haben die entscheidenden Personen an den Spitzen der Regierungen an der strategischen Vernunft des Doppelbeschlusses festgehalten – ein Triumph des internationalen Kompromisses.

Ich hatte erkannt, dass die Sowjetunion auf eine Weise rüstete, die es dem Nachfolger von Breschnew oder späteren Nachfolgern erlauben würde, die Bundesrepublik von ihren Bündnispartnern zu isolieren. Eine Rakete mit drei nuklearen Sprengköpfen hätte Köln, Düsseldorf und Dortmund mit einem Schlag ausgelöscht. Eine solche militärische Erpressung zu verhindern, war der eigentliche Sinn des Nato-Doppelbeschlusses. Die so genannte Friedensbewegung, die eine Nachrüstung des Westens als Voraussetzung für Abrüstungsgespräche ablehnte, diffamierte mich damals als Kriegstreiber. Auch für meine eigene Partei wurde der emotionale, an Hysterie grenzende Widerstand gegen den Doppelbeschluss zu einer schweren Belastungsprobe. Es war Helmut Kohl, der meine Sache weiterführte. Meiner späteren Genugtuung über den Erfolg des INF-Vertrages hat dies keinen Abbruch getan, im Gegenteil.

Für mich war entscheidend, dass ich mir Anfang

der achtziger Jahre die innere Gelassenheit bewahrt habe und meiner Pflicht nicht ausgewichen bin. Oder anders ausgedrückt: Die innere Gelassenheit hat mir die nötige Kraft gegeben, meiner Pflicht nachzukommen. Ich vermute, dass in dem Augenblick, in dem ich mich an Mark Aurel erinnerte, die Gelassenheit jedes Mal zurückgekehrt ist.

#### Loki

Jüngst bekam ich ein Manuskript über meine Frau zugeschickt. Eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, inzwischen einige sechzig Jahre alt, hatte Erinnerungen an Loki aufgeschrieben. Es handelte sich um ein Kapitel aus einem Buch, das unter dem Titel «Lebenslotsen» erscheinen sollte, und ich wurde gebeten, ein Vorwort zu schreiben. Das habe ich auch getan. Aber mir war nicht ganz wohl dabei, denn mich störte das Wort «Lebenslotse». Die ehemalige Schülerin meiner Frau berichtete, dass sie mehrfach im Laufe ihres Lebens bei Loki Rat gesucht und gefunden habe. Insofern mochte der Ausdruck Lebenslotse in ihrem Fall zutreffend sein. Aber generell gilt: Vorbilder sind nur sehr selten Lebenslotsen.

Eine Vermittlung von Werten in Form theoretischer Unterrichtung ist nur eingeschränkt möglich. In der Regel bedürfen wir des persönlichen Beispiels, damit ethische Werte Eingang in unser Bewusstsein finden. Die praktische Umsetzung von Werten kann dazu führen, dass wir den Menschen, der uns diese Werte vorlebt und verkörpert, zu unserem Vorbild wählen. Das

kann hilfreich sein in einem bestimmten Abschnitt unseres Lebens. Für die Dauer eines ganzen Lebens wird ein einziges Vorbild aber nicht reichen. Um das Bild vom Lotsen aufzugreifen: Wer in unbekannte Gewässer gerät, muss einen neuen Lotsen an Bord nehmen. Entscheidend ist das Bewusstsein der eigenen Verantwortung für die Folgen unseres Tuns. Kein Vorbild kann uns diese Verantwortung abnehmen.

Loki und ich waren mehr als 68 Jahre verheiratet. Eine so lange Strecke gemeinsam zu gehen, ist nur wenigen Menschen vergönnt. Die Dauer unserer Verbindung hat einen großen Reichtum an gemeinsamen Erfahrungen geschaffen. Für mich war Lokis absolute Zuverlässigkeit das Wichtigste. Ich konnte mich in jeder Situation auf sie verlassen. Ich zögere nicht zu sagen: Loki war der Mensch in meinem Leben, der mir am wichtigsten war. Als sie im Oktober 2010 starb, war ich völlig zerstört. Ruth Loah hat mich damals gerettet. Ohne diese langjährige Freundin, zu der ich seit über einem halben Jahrhundert ein vertrauensvolles, enges Verhältnis habe, hätte ich den Tod von Loki wahrscheinlich nicht überlebt.

Angefangen hat alles mit einem Kindergeburtstag. Meine Eltern hatten mir eine Freude machen wollen und entschieden, dass mein zehnter Geburtstag, der 25. Dezember 1928, am 21. Juni des folgenden Jahres noch einmal gefeiert werden sollte; das war der Geburtstag meines zweieinhalb Jahre jüngeren Bruders Wolfgang. So wurde ich zweimal beschenkt, was recht nützlich war, auch wenn die Geschenke nicht sehr üppig ausfielen. Ich durfte einige Freunde einladen.

Ich entschied mich für Bubi Hase, den etwa gleichaltrigen Nachbarssohn, für noch zwei andere und für meine Klassenkameradin Loki Glaser. Es gab ein Wettessen: Meine Mutter stellte eine große Schüssel mit Kirschen auf den Tisch, und wer am Schluss die meisten Kirschkerne zusammenhatte, der hatte gewonnen. Die meisten Kirschkerne hatte natürlich Loki. Sie litt zu Hause den größten Hunger auf Obst.

Am nächsten Tag musste ich einen langen Fußmarsch durch die Stadt machen. Denn Loki hatte ihre Baskenmütze bei uns liegen gelassen, und meine Mutter beauftragte mich, ihr die Mütze nach Hause zu bringen. Familie Glaser wohnte in der Baustraße in Borgfelde in einer so genannten «Terrasse», bei der die Hinterhäuser etwas niedriger sind als die Vorderhäuser. Die winzige Dreizimmerwohnung im Hinterhaus war düster - vier Meter entfernt stand das nächste Haus - und voller Menschen. Ich war entsetzt und dachte, das ist ungerecht. Zum ersten Mal habe ich begriffen, was Armut ist. Ein halbes Jahr später, Anfang 1930, brach die Weltwirtschaftskrise mit Gewalt über Deutschland herein, und Anfang 1932 gab es sechs Millionen Arbeitslose. Auch Lokis Vater, der als Elektriker auf einer großen Werft beschäftigt war, verlor seinen Arbeitsplatz.

Der soziale Unterschied zwischen Lokis Elternhaus und meinem ist mir bei jenem Besuch schlagartig klar geworden: Dies war wirkliches Elend. Andererseits war Armut für mich nichts Neues, denn die Großeltern Schmidt, die Adoptiveltern meines Vaters, waren genauso arm; mein Großvater konnte weder richtig lesen noch schreiben. Anders als meine Eltern, die keiner Partei angehörten, waren Lokis Eltern vorübergehend in die USPD eingetreten, hatten aber bald genug von den ewigen Querelen und wählten in den letzten Jahren der Weimarer Republik wahrscheinlich KPD.

Gleichheit und Gerechtigkeit gingen Loki über alles. 1934 bekamen wir eine neue Deutschlehrerin, Erna Stahl. Sie machte nicht nur einen interessanten Unterricht, sondern lud auch einmal in der Woche ausgewählte Schüler zu sich in die Wohnung ein, um mit ihnen gemeinsam Goethe und andere Dichter der deutschen Klassik zu lesen. Loki nahm Anstoß daran, dass Frau Stahl die Schüler zu diesen Leseabenden persönlich auswählte und dabei offenbar nach Sympathie entschied. Das fand Loki unerhört, weil undemokratisch, und um ein Haar hätte sie ihre eigene Teilnahme deshalb abgesagt. Einerseits war Frau Stahl eine elitär wirkende und wenig einnehmende Person. Andererseits war sie eine aufrechte Pädagogin, die schon durch ihre Stoffauswahl dem Regime verdächtig erscheinen musste; 1944 geriet sie vorübergehend in Haft.

1934 – die Nazis hatten inzwischen die Macht übernommen – betrat unser Geschichtslehrer Hans Roemer einmal die Klasse mit einem merkwürdigen
Apparat. Er erzählte uns von verschiedenen Menschenrassen. Die nordische Rasse sei die wertvollste.
Deshalb werde er jetzt jedem von uns mit diesem speziellen Instrument den Schädel vermessen. Als Ergebnis seiner Messungen stellte sich heraus: Ausgerechnet Loki, von der Herr Roemer meinte, sie sehe ihrer

Ponyfrisur wegen wie ein Chinese aus, hatte den «nordischsten» Schädel. Es war deutlich, dass Herr Roemer die Rassenlehre nicht sehr ernst nahm, sie schien ihn eher zu belustigen.

Vor der mittleren Reife, dem so genannten Einjährigen, bekamen Lokis Eltern von der Schulbehörde die Mitteilung, dass künftig kein Schulgeld mehr gezahlt werde. Da die Eltern ein anschließendes Studium nicht finanzieren konnten, erschien die weitere staatliche Förderung volkswirtschaftlich nutzlos. Loki sollte von der Schule genommen werden. Lokis Mutter schrieb daraufhin einen Brief an den Schulleiter. Herr Zindler ließ Loki zu sich kommen und versprach, sich für sie einzusetzen. Er wolle ihr jedoch zwei Ratschläge geben. Erstens müsse sie ihr Aussehen ändern, die Ponyfrisur passe ganz und gar nicht in die neue Zeit. Und zweitens empfehle er ihr, in den Bund Deutscher Mädel (BDM) einzutreten, die Jugendorganisation der Nazis für Mädchen. Beides hat sie befolgt.

Da Loki Geige und Bratsche spielte, kam sie zum BDM-Orchester. An die Leiterin des Orchesters und die wöchentlichen Proben, bei denen überwiegend Barockmusik gespielt wurde, erinnerte sich Loki ihr Leben lang gern. Zindler hat sich ihr gegenüber menschlich anständig verhalten und durchgesetzt, dass Loki das Abitur machen konnte. Die Schließung der Schule zu Ostern 1937 konnte er allerdings genauso wenig verhindern wie die Verlängerung der Schulzeit für Mädchen. Für ihr letztes Schuljahr musste Loki deshalb an die Klosterschule wechseln, wo sie ein halbes Jahr nach mir Abitur machte.

Loki und ich haben uns um diese Zeit aus den Augen verloren, aber Anfang 1941 nahmen wir wieder Kontakt auf. Und als mich Loki im Juli in Berlin besuchte, beschlossen wir zu heiraten, falls ich gesund aus Russland zurückkäme – den Gestellungsbefehl zur 1. Panzerdivision, leichte Flakabteilung, hatte ich bereits in der Tasche. Ich kam erstaunlich früh und unversehrt wieder, schon Anfang 1942. Ich hatte Loki den Vorschlag gemacht, dass wir uns kirchlich trauen lassen sollten, denn nach dem Krieg müsse die Moral wiederhergestellt werden, und dazu würden wir die Kirchen nötig haben. Loki war nicht einmal getauft. Sie musste theologische Nachhilfestunden nehmen, um getauft werden zu können und damit die Berechtigung zur kirchlichen Trauung zu erwerben.

Die kirchliche Trauung haben wir nach Hambergen verlegt, einen kleinen Ort nördlich von Bremen, wo Loki im Sommer 1939 ihren Landschuldienst verbracht hatte. Manche in unserem Freundes- und Bekanntenkreis und nicht zuletzt in Lokis Familie hielten unsere kirchliche Trauung für eine Provokation, deshalb wollten wir Aufsehen vermeiden. Als wir die kleine Kirche in Hambergen betraten, standen da Lokis ehemalige Schüler aufgereiht – eine gelungene Überraschung.

Im Juni 1944 brachte Loki einen Sohn zur Welt, der nach acht Monaten an Gehirnhautentzündung starb. Der Feldpostbrief, in dem Loki mir vom Tod des Kindes berichtete, war verloren gegangen; erst aus einem späteren Brief zog ich die Schlussfolgerung, dass der Junge gestorben sein musste. Es war ein schrecklicher Moment. Ich bat um Urlaub – ich war damals an der Westfront eingesetzt – und ging nach Hamburg, wo ich Loki traf. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg nach Gut Schmetzdorf bei Bernau; im Herbst 1943, als meine Dienststelle von Berlin nach Bernau verlegt worden war, hatten wir uns dort eine bescheidene Unterkunft eingerichtet. Als wir am 1. März 1945 am Grab unseres Sohnes standen, brachen wir beide in Tränen aus.

Im Rückblick auf unser gemeinsames Leben erscheint es mir als ein besonderes Glück, dass Loki und ich in allen wichtigen Fragen weitgehend übereinstimmten. Wir brauchten nicht viele Worte, denn in den entscheidenden Punkten waren wir uns einig. Ich erwähne als Beispiel die Besetzung der Deutschen Botschaft in Stockholm im April 1975. Terroristen der RAF hatten das Gebäude besetzt, Geiseln genommen und den Militärattaché erschossen. Sie verlangten von der Bundesregierung die Freilassung ihrer Gesinnungsgenossen, die in deutschen Gefängnissen einsaßen, sonst würden sie alles in die Luft sprengen. Der schwedische Premierminister Olof Palme, mit dem ich befreundet war, rief mich an und fragte, wie wir jetzt vorgehen sollten. «Olof, ich tausche nicht aus», sagte ich zu ihm. «Du musst wissen, was du nach der Verfassung deines Landes und nach deinen Gesetzen tun musst oder nicht tun musst. Ich jedenfalls tausche nicht aus.» Er war darüber erstaunt und wohl ziemlich entsetzt.

Am späten Nachmittag oder frühen Abend dieses Tages sind Loki und ich durch den Park des Bundeskanzleramts gegangen und haben darüber geredet, ob es richtig war, was ich Olof Palme geantwortet hatte. Und dann kam zwischen uns die Frage auf, wie wir uns verhalten sollten, wenn wir selber als Geiseln genommen oder entführt werden würden. Mit einer solchen Möglichkeit musste man jeden Tag rechnen. Die RAF-Terroristen hatten sich sogar in der Nähe unseres Hauses in Hamburg eingenistet und Loki beim Einholen fotografiert. Das wussten wir damals nicht, aber wir stellten es uns in etwa zutreffend vor.

Für Loki und mich war klar: Im Falle einer Entführung lassen wir uns nicht austauschen. Wer von uns beiden die Idee hatte, weiß ich nicht mehr, aber wir beschlossen, eine entsprechende Verfügung zu hinterlegen. Noch am selben Abend habe ich den Kanzleramtschef Manfred Schüler beauftragt, ein solches «Testament» zu den Akten zu geben. Ein vergleichbares Dokument dürfte es in den politischen Archiven der Bundesrepublik vermutlich nicht geben: Der Bundeskanzler und seine Frau lehnen für den Fall ihrer Entführung durch Terroristen jeden Austausch ab.

Die vollkommene Übereinstimmung zwischen Loki und mir in solchen Fragen war für mich im Laufe der Jahre zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Da ich wusste, wie Loki dachte, haben wir wenig über politische Entwicklungen oder anstehende Entscheidungen gesprochen; konkreten Rat habe ich bei ihr eher selten gesucht. Umso wichtiger war mir ihre Menschenkenntnis. Loki hatte ein Gespür für die charakterliche Anlage eines Menschen und durchschaute schnell, ob einer im Kern anständig und auf Dauer zuverlässig war. Meistens waren wir auch in dieser Hinsicht einer Meinung.

Wir waren uns so ähnlich, wie sich Mann und Frau ähnlich sein können. Müsste ich die Wesensunterschiede benennen, würde ich sagen, Loki war viel geduldiger als ich, und sie besaß die wunderbare Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen. Loki war ein nachsichtiger, großzügiger und warmherziger Mensch. Sie ging gern auf Menschen zu, konnte ihre Sympathie zeigen und hat immer ausgleichend gewirkt. Ich hingegen galt manchen Außenstehenden als arrogant und schroff. Loki hat sicher manchen Riss gekittet.

So haben wir uns ergänzt. Heute weiß ich, dass ich einen nicht unerheblichen Teil des öffentlichen Ansehens, das mir im Laufe der Zeit zugeflossen ist, Loki zu verdanken habe.

In unserer 68 Jahre währenden Ehe hat es ein einziges Mal etwas gegeben, was ein Außenstehender eine Krise nennen könnte. Ich hatte eine Beziehung zu einer anderen Frau. Es muss Ende der sechziger oder Anfang der siebziger Jahre gewesen sein, als Loki mir deswegen die Trennung angeboten hat. Ich war völlig fassungslos: Ich kann mich doch nicht von dir trennen. Es war in meinen Augen eine ganz und gar abwegige Idee – aber für Loki war es bitterer Ernst.

Es tut mir heute noch weh, wenn ich an jenen mehr als vier Jahrzehnte zurückliegenden Tag denke. Wahrscheinlich habe ich die Dramatik, die für Loki mit ihrem Schritt verbunden war, unterschätzt. Ich hatte ein tief empfundenes Schuldbewusstsein. Aber Loki hat mein völliges Unverständnis für ihr Angebot sogleich und zutreffend als Zeugnis meiner Treue zu ihr gewertet. Damit war die Ehekrise schon wieder aus der Welt, sie hat auch später zwischen uns keinerlei Rolle gespielt. Auf eine Frage von Reinhold Beckmann, was die Ehe mit mir für sie bedeute, hat Loki später einmal geantwortet: «Ich bin sein Zuhause. Das ist ein Schatz, wenn man für einen anderen Menschen das Zuhause ist.»

[...]



Loki Schmidt, 1919 - 2010

Mehr Informationen zu <u>diesem</u> und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de